

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 69 (2013)
Heft: 6

Artikel: Die Schrift spricht : was Manuskripte zeigen können - am Beispiel Gotthelfs
Autor: Wernicke, Norbert D.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-422198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schrift spricht

Was Manuskripte zeigen können – am Beispiel Gotthelfs

Von Norbert D. Wernicke¹

Wer ein sauber gebundenes Buch aus einem renommierten Verlag in die Hand nimmt, wird gelegentlich der Illusion verfallen, dass er damit einen «echten» Text in der Hand hält, in seiner Gestalt genau so, wie es der Autor wollte. Dies sollte umso mehr gelten für einen Schriftsteller, dessen Tod schon über 150 Jahre zurückliegt, der seinen Text also nicht mehr verändern kann. Jede historisch-kritische Edition kratzt an dieser Illusion. Nicht ein abgeschlossener Text, sondern die Arbeit des Schriftstellers an seinen Werken steht hier im Vordergrund. Entwürfe, Überarbeitungsstufen, Korrekturen durch Dritte, Erstdrucke, Überarbeitungen für weitere Ausgaben: Für solch eine Edition werden alle erreichbaren Textzeugen zu Rate gezogen, flüchtige Notizen auf Papierresten ebenso wie sauber geschriebene Druckmanuskripte und sämtliche Drucke zu Lebzeiten. Hier wird schon deutlich, dass ein «Text» alles andere als eine feste Grösse ist. Der Autor hat Ideen notiert, verändert, Verbesserungen gesucht, Wörter wieder herausgestrichen, ja sich selbst dann noch korrigiert, wenn das Buch schon auf dem Markt erschienen war. Nicht zuletzt korrigieren Verleger und Lektoren ein Werk – im günstigsten Fall in Absprache mit dem Schriftsteller.

Nicht nur inhaltliche Korrekturen, sondern auch und gerade die sprachliche Arbeit an den Texten kann Aufschlüsse über den Entstehungsprozess der Texte liefern. Nicht ohne Grund bildet in vielen Ausgaben die Handschrift des Autors die Textgrundlage, so auch in der älteren kritischen Edition der «Sämtlichen Werke» [SW] von Jeremias Gotthelf, durch deren «Ergänzungsbände» [EB] noch erweitert. In eigenartiger Dialektik wird durch solch eine Editionsphilosophie

¹ Dr. Norbert D. Wernicke, Textphilologe an der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Jeremias Gotthelfs, Universität Bern; wernicke@germ.unibe.ch – <http://www.gotthelf.unibe.ch>

die Illusion des <fertigen> Textes durch Darstellung des Entstehungsprozesses einerseits zerstört, andererseits durch die Hinwendung auf das handschriftliche, von allen Zusätzen und Korrekturen der Lektoren und Herausgeber befreiten und damit angeblich unverfälschte Autorwort durch die Hintertür erneut installiert. Die Historisch-kritische Gesamtausgabe Jeremias Gotthelf [HKG], die zurzeit an der Universität Bern das Gesamtwerk neu ediert, geht aus diesem Grund von einer anderen Perspektive aus. Ediert wird der Text, wie er in seiner Zeit gewirkt hat, also im Normalfall der (Erst-)Druck zu Lebzeiten. Abweichungen weiterer Textzeugen werden für die intensive wissenschaftliche Arbeit in einem Variantenapparat vermerkt, bei grösseren Abweichungen auch durch einen Zweitabdruck. Die Darstellung der handschriftlichen Vorformen und Korrekturprozesse bleibt somit auch bei dieser Art von Edition ein gewichtiger Bestandteil und kann zur Textinterpretation sowohl in inhaltlicher als auch in sprachlicher Hinsicht herangezogen werden.

1. Korrekturen in den Manuskripten

Es ist schon von andern bemerkt worden, dass sich Gotthelf im Grossen und Ganzen als Kopfarbeiter präsentiert. Er formulierte die Sätze im Kopf vor und schrieb sie dann aufs Papier, ohne noch viele Korrekturen anzubringen. Anstelle einer gründlichen Überarbeitung auf dem Papier mit nachträglichen Streichungen und Ergänzungen zog er es vor, einen Text allenfalls auf neuem Papier neu zu schreiben. So existieren von einem kürzeren Text, den er vermutlich zur Veröffentlichung in einer Zeitung gedacht hatte, drei Versionen, keine von ihnen mit wesentlichen Korrekturen zwischen den Zeilen oder am Rand, wie es für spätere Überarbeitungen typisch wäre. Auf dem Manuskript, das er vermutlich als zweiten Entwurf verfasste, lässt sich gegen Ende sogar ein Einfügungszeichen finden, das er dann aber wieder durchstrich. Offensichtlich wollte er einen Gedanken ergänzen, entschied sich dann aber dagegen und formulierte den gesamten Text nochmal neu, diesmal tatsächlich erweitert. Ein Arbeitsprozess auf dem Papier zeigt sich nur selten, so bei einem Notizblatt, das er im Dezember 1837 mit Gedanken füllte.

Hier hat er erste Ideen zu einem Vorfall, der ihn beschäftigte, in der Reihenfolge notiert, in der sie ihm in den Kopf kamen, ohne auf die logische Abfolge des Textes zu achten. Ein für Zeitungsartikel der Zeit typischer Ingress steht nicht, wie zu erwarten wäre, zu Beginn, sondern inmitten der Seite zwischen anderen Absätzen: «Jm Volksf[reund] v[om] 21 Dec[ember] steht üb[er] d[en] gewes[enen] Ob[errichter] B[itzius]² ein Arti[kel] v[on] d[em] wohlb[ekanntem] M[ann] d[er] entw[eder] gem[ein] spricht od[er] schm[ählich] schreibt. A[u]f d[ie]s[en] Art[i]kel dient folg[endes] zur Antw[ort]». Ein weiterer Absatz ist durch Korrekturen vollkommen zerstört. Der ursprüngliche Satz hiess, mit Bezug auf vorher erwähnte Beleidigungen gegen seinen Vetter Karl: «Diese [Beleidigungen] hatten das Eigenthümliche daß sie vorzugsweise über rechtlichen wirklich vaterlandsliebende nicht bloß Aristokraten haßende Männer floßen.» Durch eine Ergänzung eines offensichtlich vergessenen «alle» über der Zeile korrigierte er zum syntaktisch richtigen «über alle rechtlichen». Eine Ergänzung von «Ausflüße» und gleichzeitige Tilgung von «hatten das Eigenthümliche daß sie vorzugsweise», zudem Korrektur von «nicht bloß Aristokraten haßende Männer floßen» führt zu einer vollkommenen Zerstückelung: «Diese Ausflüße über alle rechtlichen vaterlandsliebende Man[n]e gespritzt wurden, wenn sie etwas anderes thaten als d Arist haß». Offensichtlich fehlt ein Relativpronomen, aber selbst dann kommt der Satz zu keinem befriedigenden Schluss, da dem Subjekt auch in dem später Ergänzten ein Prädikat fehlt. Nach diesen missglückten Korrekturversuchen gab Gotthelf es auf, den Text zu überarbeiten; weder ein weiteres Manuskript noch ein Druck sind bekannt.

Während solches Arbeiten auf dem Papier bei Gotthelf eher selten ist, finden sich kleinere Korrekturen ständig, und im grössten Teil der Fälle führt er sie beim ersten Aufschreiben durch, also beim Schreiben in der Zeile (vgl. Abb. 1/2). Er schreibt ein Wort, manchmal nur einen oder zwei Buchstaben, hält inne, streicht es durch und schreibt in einer neuen Formulierung dahinter weiter. Ein typisches Beispiel: Gotthelf schreibt, er lade seine «Freunde ein», wobei er das «ein» wie-

2 Das ist Gotthelfs Vetter und Freund Karl Bitzius, was auch seine emotionale Involviertheit erklärt.

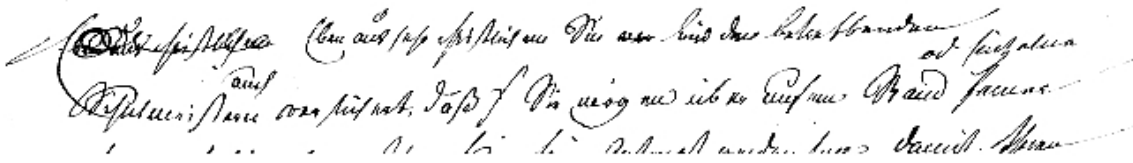


Abb. 1: Gotthelf streicht den ganzen Beginn des Satzes «Eben aus christlichem», um ihn mit einer Ergänzung als «Eben aus sehr christlichem Sin[n] ... » nochmal neu zu schreiben. Das durchgestrichene «ver» lässt vermuten, dass er das passivische Verb in der Konstruktion «... wird den betreffenden Schulmeistern auch versichert ... » ursprünglich aktivisch formulieren wollte. (Burgerbibliothek Bern, N Gotthelf 8.1.3; Abb. 2 unten: 8.1.6).

der streicht und mit «freundlich ein» weiterschreibt, den Satz also um ein Adverb erweitert.³ Die Manuskripte lassen vermuten, dass er nach dem Abfassen zumindest einen Korrekturgang durchführte, bei dem er z. B. seine häufigen Hauptsatzreihungen mittels Korrektur von Komma zu Punkt und von nachfolgender Kleinschreibung zu Grossschreibung auftrennte. In einem Text vom Oktober 1831 wechselt die Tinte nach zwei Seiten von hellbraun zu fast schwarz. Hier scheint offensichtlich eine Schreibpause vorgelegen zu haben, bei der er das Tintenfasschen wechselte, und interessanterweise sind die Überschrift und ein Zusatz im ersten Teil in der neuen, dunklen Tinte ergänzt, was auf einen späteren Korrekturgang schliessen lässt.

Auch sprachliche Verbesserungen machen selbstverständlich einen grossen Teil der Bearbeitungsstufen aus. In einem Zeitungsartikel fragt Gotthelf polemisch, «wer wohl der Erfinder und Verfaßer jener unglücklichen 24 Fragen gewesen sei, welcher unter der Schulkommission den ersten Unwillen erregten». In dieser Form sind Relativpronomen und Nebensatzprädikat nicht kongruent, und tatsächlich ist das Wort «welcher» durch ein einfaches Durch-

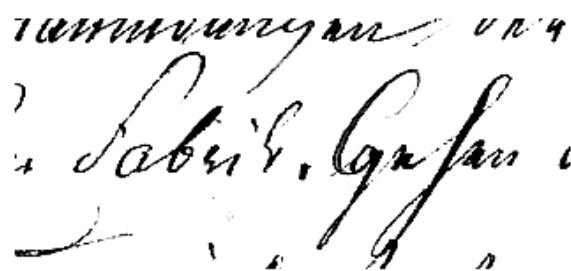


Abb. 2: Hauptsätze trennt Gotthelf ggf. durch Korrektur eines Kommas zu Punkt mit anschliessender Grossschreibung, hier durch Anfügen eines einfachen Bogens über dem kleingeschriebenen «gehen ... ».

3 HKGF 1.1, S. 27.

streichen des «r» zu «welche» korrigiert.⁴ Es ist möglich, dass Gotthelf sich schon während des Schreibens des Satzes entschied, den Bezug des Relativsatzes vom Subjekt des Hauptsatzes «Erfinder und Verfasser, welcher ...» auf das Objekt, nämlich die «24 Fragen, welche ...» zu wechseln. Da die Tinte der Streichung allerdings dunkler ist als diejenige des Textes, ist es wahrscheinlicher, dass Gotthelf bei einem Korrekturgang, eventuell sogar erst der Redaktor der Zeitung, der diesen Text vor Abdruck nochmal überarbeitete, die grammatikalische Inkongruenz des Satzes bemerkte und in der inhaltlich abgeschwächten Form vereindeutigte: Nicht mehr der Verfasser der 24 Fragen, Emanuel von Fellenberg, gegen den Gotthelf (und nicht nur er) eine tiefe Abscheu hegte, sondern nur dessen Fragen erregten Unwillen.

2. Die Schrift als Sprachmarkierung

Solche Korrekturprozesse sind gelegentlich sogar abseits der lexikalischen Bedeutung der Wörter bedeutsam. Schon die Schriftart, die Gotthelf benutzt, kann Rückschlüsse auf die Semantik seiner Formulierungen ermöglichen. Hierbei geht es vor allem um den Wechsel zwischen deutscher und französischer Schreibweise. Wie für die Zeitgenossen üblich, schrieb Gotthelf normalerweise in neugotischer Kurrent, auch einfach «deutsche» Schrift genannt. Für fremdsprachliche Ausdrücke dagegen, also vor allem lateinische oder französische Wörter, verwendete er die Antiquakursive oder «französische» Schrift, die in Frankreich und England schon seit dem 16. Jh. gebräuchlich war und auch im deutschsprachigen Raum an Schulen gelehrt wurde, um französische Wörter lesen und schreiben zu können; sie ist die Grundlage für unsere heutigen Schreibschriften.

Seinen Umgang mit den beiden Schriftarten kann man in einer Preisschrift zu einem Wettbewerb der Ersparniskasse Wangen im Jahre 1830 beispielhaft sehen.⁵ Dort schreibt Gotthelf an einer Stelle das

4 HKG F 1.1, S. 40.

5 Burgerbibliothek Bern, N Gotthelf 7.8b, [Preisauflage über eine Dienstbotenersparnißkaße]. [Lützelstüh] 1830; vgl. EB, Bd. 18, S. 109–121, 300–302, für deren Edition aber eine Abschrift aus unbekannter Hand zugrunde lag.

Wort «Examen» in der französischen Schrift, streicht es dann aber durch und schreibt es erneut, diesmal aber in der deutschen Kurrent (vgl. Abb. 3); ihm war also der lateinische Ursprung bewusst, doch identifizierte er das Wort nach einigem Nachdenken nicht mehr als Fremdwort. Das ist umso bedeutsamer, als er in einem zwei Jahr zuvor geschriebenen Brief an den Schultheissen von Bern das Wort in französischer Schrift schrieb, ohne sich zu korrigieren,⁶ in einem Manuskript zu einem Zeitungsartikel vom Januar 1838 das Wort aber schon auf Anhieb in deutscher Kurrent schrieb.⁷ Die Preisschrift von 1830 ist also der augenfällige Nachweis, dass Gotthelf in diesem Jahr das Fremdwort vollkommen integrierte und damit als deutsches Wort ansah.

Abb. 3: In einer Preisschrift von 1830 korrigiert Gotthelf das Wort «Examen» von lateinischer zu deutscher Schrift. Nicht nur das *E* und das *x* unterscheiden sich sichtbar, sondern auch *m* und *n* werden in der französischen Schrift schulmeisterlich oben gerundet, im Gegensatz zur unteren Rundung in der Kurrent.

Typisch für Gotthelf ist, dass bei ihm zwar ein Bewusstsein für die Unterschiede zwischen deutscher und französischer Schrift vorliegt, er die französische Schrift aber nicht konsequent benutzte und Buchstabenformen unterschiedlicher Schreibstile miteinander vermischte. An einer Stelle beispielsweise schrieb er «Jesus» im selben Text mal in französischer Schrift, kurz darauf in deutscher.⁸ Bei einigen Versalien wie dem *G* und dem *W* stehen deutsche und französische Formen unterschiedslos nebeneinander, bei Minuskeln wie *a*, *l*, *m*, *n* oder *t* wird der theoretisch vorhandene Unterschied von Gotthelf kaum beachtet. Generell lässt sich bei Gotthelf über die Jahre eine Tendenz zur Antiquaschreibung feststellen. In diesen Fällen scheint die Schriftart weniger

6 Staatsarchiv Bern, III 377 (Konvolut Schulwesen Lokales Verschiedenes), Brief vom 14. Mai 1828 an den Schultheissen von Bern, S. 1.

7 Bürgerbibliothek Bern, N Gotthelf 25.10.1.21; vgl. HKG F 1.1, Nr. 40.

8 Bürgerbibliothek Bern, N Gotthelf 7.5a. [Christliche Freiheit und Gleichheit in Vergangenheit und Gegenwart]; vgl. EB, Bd. 12, S. 193–212.

darauf hinzuweisen, ob er das Wort als Fremdwort ansah, sondern sie ist Teil der allgemeinen Tendenz bei Gotthelf, mit zunehmendem Alter die – häufig einfacheren – französischen Formen zu bevorzugen.

Diese Tendenz zur Vereinfachung lässt sich allgemein im deutschen Sprachraum beobachten. Gotthelf thematisierte dies sogar in seinen literarischen Texten, wo in der Erzählung «Der Ball» die beiden Bauerntöchter Trineli und Stini die «neumodische Gschrift» nicht lesen, sondern nur buchstabieren können, oder in der «Käserei in der Vehfreude», in der Peterli die neue Schrift für «welsch» hält, der Briefträger ihn aber berichtigt: «Allem an ist es die neue Gschrift, welche aufkommt in den Schulen, man nennt sie die deutsche. Ich verstehe mich auch nicht darauf, aber sie soll schöner sein als die alte.»⁹

3. Fraktur reden – auch mit Antiqua

Gotthelf hatte zwar ein allgemeines Bewusstsein für die unterschiedlichen Schriftarten, kümmerte sich aber häufig nicht übermässig um Buchstabenformen. Trotzdem gibt es Fälle, die bedeutsam sein können. Schriftart vermittelt in diesem Falle eine Zusatzinformation, die aus der Semantik der Worte allein nicht deutlich wird. In einem Zeitungsartikel vom 21. Januar 1838 beschwerte sich Gotthelf über die Anstellung eines Pfarrers durch das Berner Erziehungsdepartement. Dieser Pfarrer stammte aus der Romandie und hatte kein Berner Theologieexamen abgelegt. Vor allem aber fand Gotthelf stossend, dass dieser Pfarrer namens Dubois der Schwager des frankophonen Präsidenten des Erziehungsdepartments Charles Neuhaus war – Gotthelf witterte Vetterwirtschaft. Eine Anklage und eine Duplik, also insgesamt zwei Texte, verfasste Gotthelf in dieser Angelegenheit.¹⁰

Obwohl nun der Name Dubois schon auf den ersten Blick keine deutschen Wurzeln zu haben scheint und obwohl Gotthelf auf die

⁹ SW, Bd. 12, S. 51; Bd. 21, S. 219–221.

¹⁰ Vgl. HKG F 1.1, Nr. 40 und 41; zudem die entsprechenden Kommentare von Marianne Derron in HKG F 1.2; Manuskript Abb. 4: Bürgerbibliothek Bern, N Gotthelf 25.10.1.22.

Verwandtschaft mit Neuhaus hinweist, zudem im Kanton allgemein bekannt war, dass dieser frankophon war, zeichnete Gotthelf den Namen Dubois konsequent durch eine französische Schrift aus. Dies machte er bei dem im selben Text erscheinenden Ludwig Philipp von Bombelles – wie der Name schon zeigt, ursprünglich französischer Abstammung – nicht, ja selbst Napoleon III. wurde in den Erwähnungen von Gotthelf anlässlich des «Napoleonhandels»

1838 nicht mit einer französischen Schreibung beehrt, auch andere offensichtlich französische Namen wie Benoit schrieb Gotthelf in Kurrent – den deutschen Jean Paul dagegen in französischer Schrift. Bei Jesus schwankte, wie erwähnt, die Schreibung sogar innerhalb desselben Textes. Offensichtlich herrschte bei Gotthelf in Bezug auf die Schreibung eine gewisse Indifferenz vor. Im Fall von Dubois ist seine französische Schreibung aber eindeutig und bewusst gesetzt, was man an Korrekturen erkennen kann: Zweimal beginnt er mit einem Kurrent-*D*, bricht aber sofort ab und korrigiert sich zur französischen Schrift (vgl. Abb. 4). Die Auszeichnung des Namens, die Stigmatisierung als welsch, als unbernisch, scheint Gotthelf also besonders wichtig gewesen zu sein – etwas, was man von der Zeitungsredaktion nicht sagen kann, denn sie ignorierte die Schriftauszeichnung von Gotthelf geflissentlich und setzte Dubois, wie alle andern Namen auch, in Fraktur.

Stigmatisierung durch Sprache und in deren Folge auch durch Schrift sind auch in weiteren Texten ersichtlich. Auf den ersten Blick deutlich wird es bei dem Kalendertext «Wie ein Welsch Wein verkauft» aus dem «Neuen Berner-Kalender auf das Jahr 1844», der durch einen hohen Anteil französischer Wendungen die Geschäftsgebaren der Romands auf die Schippe nimmt, was sich auch auf das Schriftbild niederschlägt (vgl. Abb. 5, S. 176/177). Auch in andern Kalendertexten

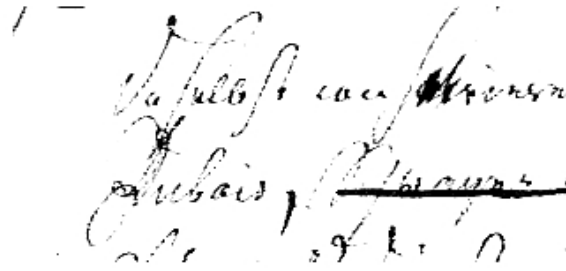


Abb. 4: Gotthelf beginnt den Namen «Dubois» (untere Zeile) mit einem deutschen *D*, korrigiert sich aber sofort zu einer französischen Schreibung (was am fehlenden *u*-Bogen und dem fehlenden abschliessenden Aufstrich des *s* eindeutig bestimmt werden kann).

wird der Gebrauch des Französischen parodiert, wenn die fremde Sprache nur der Eitelkeit und der Selbstsucht dienen soll.

Nicht so offensichtlich, aber auf den zweiten Blick doch erkennbar, findet sich ein ähnliches Vorgehen wie in dem Kalendertext in einem offenen Brief an den Schwager des erwähnten Dubois, an Charles Neuhaus, Präsident des Erziehungsdepartementes, übertitelt «Guter Freund!» Da Neuhaus frankophon war, sind in dem Text Häufungen von Gallizismen zu finden: «arivirt», «comité occulte», «bête noire», «partout», «apportiren», «compromettirt», «au fait», «Surprise», «confuser». Selbst das bereits im 17. Jahrhundert entlehnte «passieren» wird durch die französische Schrift wieder gallisiert – an anderer Stelle gönnt Gotthelf dem französischen Einwanderer die deutsche Kurrent.¹¹ Die Schriftart zeigt also das Konzept, den frankophonen Neuhaus auch durch eine Häufung französischer Wendungen zu parodieren.

Bei aller Indifferenz gegenüber der Schrift kann die Schriftart also doch einen Hinweis darauf geben, inwiefern Gotthelf eine ironische Distanz zu Fremd- und sogar Lehnwörtern aufbaute, inwiefern er Fremdartigkeit nicht nur durch die Semantik, sondern auch durch die Schrift zum Ausdruck bringen wollte oder sich die Distanz mehr un- oder halbbewusst im Schreibprozess niederschlug. Die ironische Distanz drückt sich zudem inhaltlich aus. Gotthelf warf dem frankophonen Neuhaus nämlich vor, dieser treibe «die Sache manchmal so weit, daß dir nicht bloß Gesetze sondern Sprache und Begriffe kauderweltsche Dinge zu sein scheinen, du nennst edel, was schlecht ist, nimmst Treubruch und Meineid für hochherzige Thaten, nennst Spitzbuben Vaterlandsfreund»,¹² er führt die politischen Differenzen zwischen sich und Neuhaus also indirekt auf dessen frankophone Herkunft, seine «[kauder]welsche» Sprache und die daraus resultierende Sprachunsicherheit zurück, und er markiert diese These auch durch seine Schrift.

11 Burgerbibliothek Bern, N Gotthelf, 8.1.26 [Guter Freund]; ebd. 8.1.10 [Mißstimmung im Kanton Bern]; vgl. HKG F 1.1, Nr. 112 und 93.

12 HKG F 1.1, S. 259.

4. Abneigung gegen adliges Französisch

Über Gotthelfs Stil zwischen reinem Berndeutsch und Standardsprache, sowohl in schweizerischer als auch in norddeutscher Ausprägung, ist schon einiges geschrieben worden¹³. Tiefergehende Untersuchungen zum Gebrauch des Französischen in Gotthelfs Werken fehlen bisher, obwohl seine Abneigung nur allzu bekannt ist: In der *Armennoth* echauffiert er sich gegen eine Ausbildung bürgerlicher Kinder in der Romandie, in der «Monsieur und Madame eins werden, deutsche Kinder zu rupfen, um bequem faulenzten zu können, wo beide sich berufen glauben, Menschen zu bilden, weil Madame Weltsch parliert und Monsieur transchirt, daß aus einem Hähneli siebzehn Stücke werden, wo Madame die Turnüre observiert und Monsieur mit gefälligen Redensarten fade konversiert, Monsieur jede Tasse Kamillentee notiert und Madame die armen Meitscheni um ihre Lebkuchen düpiert, damit den Tisch ein halbes Jahr lang mit wohfeilem [sic!] Dessert furniert, kurz, wo der schmählichste Eigennutz unter eleganten Manieren hervorschimmert».¹⁴

Wie im Kalendertext oder im offenen Brief an Charles Neuhaus überschreitet der Text durch die übermäßige Fremdwortnutzung die Grenze zur Satire offenkundig. Nur zur richtigen Einordnung dieser Zeilen: Das Poltern gegen die Erziehung in Pensionen der Romandie hielt Gotthelf nicht davon ab, auch seine eigenen beiden Töchter jeweils zwei Jahre in eine Pension nach Neuenburg zu schicken, damit sie dort den «gesellschaftlichen Schliff» bekommen.¹⁵ Die Angst vor dem französischen Umgang allerdings scheint bei Gotthelf tief zu stecken, schrieb er doch seiner Tochter Cécile kurz vor ihrer Heimkehr aus Neuenburg – sicher nicht ohne deutliches ironisches Augenzwinkern, in dem aber vielleicht auch ein Fünkchen Wahrheit steckt –, die Eltern fürchteten sich «sehr vor dir, wir denken du werdest eine hohe Dame sein voll Glanz und Strahlen und Alles und wir damit für dir [sic!] zu

13 Siehe auch «Sprachspiegel» 4/2013, Schwerpunkt Gotthelf I.

14 SW 15, S. 177 f. (Diese Ausgabe ist in der Rechtschreibung des 20. Jahrhunderts gehalten.)

15 Vgl. Bernhard von Rütte: Cécile von Rütte-Vitzius, Jeremias Gotthelfs jüngere Tochter 1837–1914. Bern: Haller 1999, S. 26f.

Aus dem «Neuen Berner-Kalender auf das Jahr 1844»

62

Wie ein Weiblich Wein verkauft.

Wie ein Weiblich Wein verkauft.

Ab bon soir, Monsieur Rüschi, bon soir, comment vous va, toujours jeune, toujours in die Luft.

So sprach ein schön gepflegter Mann, der aus einem Fuhrwerk gestiegen, einem ebenfalls gut gepflegten Manne die Hand bot. Der Eine war ein Weinherr, Gusch mit Namen, (Weinbenghe nennt man immer die Commts, Weinherren die Ebes) einer Weinhandlung), der andere Wirib Rüschi auf Mädelsacker. Das ist recht schön von Euch, sagie Wirib Rüschi, daß Ihr uns auch die Ehre gebt, zu uns zu kommen, wir haben schon geglaubt, ihr seiet fürdure. Der Ruch wird euer Fuhrwerk in die Kemise ihun und die Sachen hineinbringen sollen?

Naturellement, das verstein's, wer wett am Ab zu Herr Rüschi so und nit überracht. Ib freu mi ätimal lang vor's Fus, e Ab bei ebez vous i'passier.

Da dürst'ib gar nit en, vo wege ma femme, das erst, wo's iraat, wenn i'b beim komm, in

ist brans von Euch, daß Ihr wieder einmal kommet, wir haben asange recht Länglytt nach Euch gehabt. Ich habe meinem Mann manchmal gesagt, der Herr Gusch sei so lange nicht da gewesen, ob wir ihm wohl etwas zu Leid gethan hätten?

O Madame, vous badinez. Ib ab mys Frau mengisch g'seyt, ja wenn nur alle Orte wäre, wie bi Monsieur Rüschi, dann wär das Meisten eine véritable recreation. Es ist allemal die amableste-soiree, wo ich bei Monsieur Rüschi und mys charmante famille gaur. Aber wo sind sie, vos enfants, vos fils et vos charmantes filles? Ja, Herr Rüschi, ihr syt es glücklich's Ma, avec votre famille. J'ai souvent dit, mengisch ba nit g'seyt zu mys Kind, ja wenn ihr wäret wie Herr Rüschi's Kind, o bougre, so geschickt u ihättig! Oui, Monsieur Rüschi, ib muß is Rebr euch meine Söbn und Töchtere ichide, für die j'Exempel et pour le savoir faire.

Frau hat noch e G'schick. Sont e G'schick.

l'oujours: Et Monsieur Müschli, comment se porte-t-il, et toute sa famille? Sa, ihr sint bi muner Frau in gutem Andenken vo's vorfern er Monsieur Müschli.

Es würde uns gar sehr freuen, sagte Müschli, wenn Ihr einmal Eure Frau mitbringen würdet, und sie hat es mir so halb und halb verprochen. Ja, my's Frau verspricht toujours und cha doch nie furt, wege die Menage, aber viel feir's, wenn es nur e Albe passier chönnt mit Madame Müschli, votre charmante femme, vo wege die Röst und die Speck. Au Ab sag i'b my's Frau, wie die Madame Müschli es Röst mach und Speck, us's jardinage, wie i'b my's Lebtag, dans toute ma vie, jamais g'ieb ha.

Ab, bon soir Madame Müschli, comment vous portez-vous? Pardieu, allemal plus belle et plus gracieuse. Ib ha my's Frau mengst g'fest, i'b fenn uf all my Route fens Frau, so gut conservirt und geng hübsch, wie Madame Müschli. Oui, Monsieur Müschli, vous avez gut usg'les, wenn i'grau Quar nit wär, es chönt mi i'Rand aho.

Guten Abend Herr Gusch, sagte die Frau Wirthin, Ihr könnt geng gut vegire. Aber es

aber nimm us'em hintere Fuß. Der Herr Gusch muß doch wüsse, wie dā wo er mir vor eme Jahr drü oder vier gāb bet, worde ist. Ihr wüßet no dā sechsedryßiger Epefer für 18 fr. Mais, mais, Monsieur Müschli, eues charmant Frau soll nit is Keller für mi, absolut nit, lieber will i'b selber gāb, partout non, ich will's nit, Monsieur Müschli, schidet euer Jungf, ou votre fils, non, non Madame, so nes charmant's Frau! soll nit is Keller pour moi.

D was selv ist, ich muß für Manchen in Keller, sagte Madame Müschli, wo mir nicht halb so lieb ist, wie der Herr Gusch. Aber wenn ich fragen dürfte, was soll ich wohl dem Herrn Gusch zu Nacht machen, das er gern hätte. O ma chere femme, ce que vous voudrez, was si wen, i'ist Alles delieieuse, was d'Madame Müschli macht. Auf die Reis, in die weisse Wirrbüser trinf i'b es Ebre, es jamais i'Nacht, aber wenn i'b weiß, das i'b am Ab uf Wädelsag summ zu Monsieur et Madame Müschli, dann es i'b jamais i'Mittag u spar my's Appetit pour Madame Müschli. Meine im ganz Santon ist me so propre et si raffiné, so exquisit, wie ier, das muß i'b säge. Me s'it

Abb. 5: Im Kalendertext «Wie ein Welsch Wein verkauft» fällt schon durch die Schrift auf den ersten Blick die häufige Verwendung französischer Fremdwörter und Sprachfloskeln auf.

gemein und dreikig, werdest lieber Schleier übers Gfräss hängen und die Hände in Büffel Häute steken».¹⁶

Nicht nur in seinen Zeitungsartikeln, den Kalenderschriften, den moralischen Traktaten und in seiner Briefkorrespondenz, sondern auch in seinem eigentlichen erzählerischen Werk dient die französische Sprache zur Offenlegung verzärtelten und heuchlerischen Umgangs. In seiner Erzählung «Der Ball» (1853) zeichnen sich die Stadtbewohner, also Stadtberner, gegenüber der Landbevölkerung durch das Französische aus, und das nicht zu ihrem Vorteil. Die Erzählung geht zurück auf ein zu Lebzeiten unveröffentlicht gebliebenes Romanfragment, heute unter dem Namen «Der Herr Esau» bekannt. Während aber die Hauptfigur, ein Ratsherrensohn, im Romanfragment noch Jakob heisst, erscheint die Figur in der Überarbeitung als Jacot – gewiss französisch auszusprechen. Auch seine Schwester Lisette und deren Bekannte Rosalie stehen schon durch ihre Vornamen in Opposition zu ihren Spiegelfiguren vom Lande, Trineli und Stine, Schwestern des Bäni Treu. Bemerkenswert ist, dass der Familienname Jacots und Lisettes, Gygampf, nur wenig französisch anmutet, vielmehr seine Berner Herkunft deutlich präsentiert.

Sprache ist hier in den historischen Kontext eingebettet. Das Französische, die Umgangssprache des Berner Patriziats, wird von Gotthelf im politischen Zusammenhang zunehmend negativ konnotiert. Kein Wunder, dass die Städter in der Begegnung mit der Landbevölkerung in Bezug auf die Sprache auf taube Ohren stossen: «Ist auch ein Per-rüquier oder eine Coiffeuse hier?» fragt Rosalie bei einem Ballbesuch auf dem Lande und bekommt ein trockenes «Kann nit Weltsch, und Weltschi wohne keini hier» entgegnet,¹⁷ ihr vornehmes Getue ist damit der Lächerlichkeit preisgegeben. In ihrem Zorn beginnt Rosalie später «Welsch zu reden, was heutzutage etwas mißlich ist, wenn man nämlich schimpfen will, doch so, daß es niemand hören soll».¹⁸ Gewohnt,

16 Brief vom 17. Dezember 1853 an Cécile, zit. nach von Rütte 1999, S. 127.

17 SW 21, S. 243.

18 SW 21, S. 246.

sich selbst durch das Französische zu zensurieren und Schimpfreden damit die Spitze zu brechen, nimmt Rosalie sich so die Chance, ihre Kritik – ob gerechtfertigt oder nicht, ist dabei einerlei – an die entsprechende Zielperson zu bringen.

Mit dieser Abwertung des Französischen, das in der Stadtberner Alltagssprache offensichtlich gang und gäbe war, führt Gotthelf in seinen Erzählungen auch auf Ebene der sprachlichen Umgangsformen aus, was er der radikalliberalen Regierung in deren Politik vorwarf: Sie hätten in der Zeit zwischen der Regenerationsrevolution von 1831 und den Freischarenzügen von 1844/45 eine «junge Aristokratie»¹⁹ etabliert, in der Vetternwirtschaft und Eigennutz sich genauso breit machten wie im Ancien Régime. Der schon festgestellte sprachliche Gegensatz zwischen ländlichem Dialekt und städtischer Hochsprache, der besonders beim späten Gotthelf auch einen politischen Gegensatz zwischen ländlicher Opposition und radikalliberaler Regierung sowie deutschen Flüchtlingen darstellt, wird durch die Verwendung des aristokratisch geprägten Französisch noch verstärkt. In dieser Hinsicht scheint es nur konsequent, wenn die städtischen Machthaber in Regierung und Verwaltung sich wieder zunehmend mit der fremden Sprache schmücken und damit die Kluft zwischen Stadt und Land neu heraufbeschwören.

Neu in die Texte eintauchen

Auch wenn sie kaum einmal wichtiger als der eigentliche Text sind, so können Korrekturprozesse doch Hinweise über die Genese und auf die mögliche Interpretation von Texten liefern und damit neue Forschungsanreize liefern. Nicht umsonst neigt die Editionsphilologie in den letzten Jahrzehnten dazu, die Materialität der Werke – ihre stofflich überlieferte Beschaffenheit – immer stärker ins Bewusstsein zu rücken. Auch die neue Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf will dem Leser ein umfangreiches Material zur Hand geben, um in diese Texte intensiver und auf diese Art vielleicht auch neu einzutauchen.

19 In *Der Besuch auf dem Lande* (1847), SW 19, S. 8.